

Nadja Bennewitz/R. Johanna Regnath

Religion und Lebenswirklichkeit von Frauen in Geschichte und Gegenwart Einleitung

Religion: Ist das überhaupt noch ein Thema in unserer laizistischen Welt? Ja, und zwar ein zentrales! Das wurde während den Vorbereitungen der Tagung „... wie hältst du's mit der Religion? Religion und Lebenswirklichkeit von Frauen in Geschichte und Gegenwart“ vom 30.11.-1.12.2001 deutlich. Die Tagung wurde von den beiden Schwesternvereinen Frauen & Geschichte Bayern & Geschichte Baden-Württemberg e.V. veranstaltet und fand mit 85 Teilnehmerinnen aus der Wissenschaft, aus religiös gebundenen Gruppen und sonstigen Interessierten einen regen Zuspruch.

Anlass, uns¹ über den Einfluss von Religion auf Lebens- und Partizipationsentwürfen von Frauen Gedanken zu machen, war die These von der ‚Feminisierung der Religion‘, über die die Wissenschaft seit einiger Zeit diskutiert.² Mit dieser These wird zuallererst klar, dass religiöse Normen historischem Wandel unterworfen sind, auch wenn die Religionen (bzw. ihre Vertreter) beanspruchen unwandelbare Wahrheiten zu vertreten. Daraus ergeben sich Fragen wie: Was bedeutete früher und bedeutet heute Religion für Frauen, wie leb(t)en sie ihre Religiosität in den großen Glaubensgemeinschaften? Wie wurde und wird die Stellung der Frauen in ihrer Gesellschaft durch Religionszugehörigkeit beeinflusst?

Auch in unserer profanen Alltagswelt sind wir von religiös konnotierten Dingen umgeben: In Form von Kirchen, islamischen Einrichtungen, Friedhöfen oder nur dem Altkleidersack einer kirchlichen Wohltätigkeitsorganisation. So fragten wir uns, inwieweit auch die religiösen Konzepte hinter dem öffentlich Sichtbaren in einer Gesellschaft weiterwirken, die sich selbst für nicht mehr religiös hält, und wie sie die Vorstellungen von ethischem Verhalten, von Gerechtigkeit und Moral in unserer Gesellschaft prägen. Die Bedeutung von Religion und Religiosität für unsere Gegenwart lässt sich ohne den Blick auf die Geschichte nicht erfassen.

In der Auseinandersetzung mit Geschichte werden Spuren und Verbindungslinien deutlich, die das scheinbar so Selbstverständliche und

¹ Verantwortlich für die Konzeption und Leitung der Tagung waren Nadja Bennewitz M.A. (Nürnberg), Dr. Sybille Obwald-Bargende (Stuttgart), R. Johanna Regnath (Tübingen) und Dr. Christiane Wilke (München).

² Vgl. dazu Text und Literaturliste von Irmtraud Götz v. Olenhusen in diesem Heft.

„Natürliche“ in seinem Gewordensein (und damit auch seiner Veränderbarkeit) zeigen. Hier liegen die Ursprünge von kultureller Identität. Um zu einer ‚eigenen Stimme‘ zu finden, brauchen wir den Zugang zu unserer Vergangenheit. „Wir sehen unsere Wurzeln nicht, aber wir brauchen sie für unsere Identität“, mit diesem Satz zitiert Andrea Kittel in ihrem Aufsatz württembergische Protestantinnen,³ und er hat – wie wir meinen – Gültigkeit weit über diese hinaus.

Da ein solch komplexes Thema wie „Frauen und Religion“ ohne eine Beschränkung des zu betrachtenden Raumes nicht sinnvoll behandelt werden kann, lag nichts näher als „unser Gebiet“ in Augenschein zu nehmen, d.h. (Süd-)Deutschland und vor allem Bayern und Baden-Württemberg, die Wirkungsgebiete unserer Netzwerke.

Es konnte sich aufgrund des engen zeitlichen Rahmens einer eineinhalb-tägigen Veranstaltung um nicht mehr als einen Überblick handeln, und so gaben uns die tatsächlichen religiösen Mehrheitsverhältnisse im Gebiet der heutigen Bundesrepublik, die über die Jahrhunderte hinweg Bestand hatten, den Rahmen für unsere Themenauswahl vor. Das hatte mehrere Konsequenzen: evangelische und katholische Christinnen würden im Vordergrund stehen; Beiträge zu jüdischen Frauen sollten sich auf die Zeit bis zum Holocaust beziehen; die Beschäftigung mit muslimischen Frauen musste sich auf die Gegenwart konzentrieren. Damit konnten sich Linien zeigen, die die Landschaft und Gesellschaft, in der wir leben, prägten und bis heute prägen.

Zur Einführung in die These von der ‚Feminisierung der Religion‘ vermittelt Irmtraud Götz von Olenhusen Grundlagen und einen knappen Einblick in die Forschung. Der Ausgangspunkt ihrer Überlegungen bildet der Gedanke, dass es in dem Moment zu einer Feminisierung von Religion kam, in dem die christlichen Kirchen an weltlichem Einfluss verloren. Die Autorin führt aus, was in der Religions- und Kirchengeschichte unter ‚Feminisierung‘ zu verstehen ist: die Wichtigkeit weiblicher Elemente in kirchlichen Kulturen; die Annahme, Religiosität sei ein typisch weibliches Persönlichkeitsmerkmal; die vermehrte Übernahme kirchlicher Funktionen durch Frauen; eine zunehmende Kirchlichkeit unter Frauen. Ein solcher Prozess der Feminisierung der Religion verlief keineswegs linear, seine Höhepunkte hatte er in Europa und den USA im 19. Jahrhundert. Der Verlust wirtschaftlicher und kultureller Macht der Amtskirchen führte zu einem Rückzug von Männern aus ihnen, weshalb sich mehr Räume für Frauen öffneten. Besonders über karitative Aufgaben gelang ihnen der Weg in den gesellschaftlich-politischen Raum. In der Gegenwart sind dagegen Kirchlichkeit und

³ Im Beitrag „Herd und Himmel - Weib und Seele“ von Andrea Kittel in diesem Band.

Frömmigkeit unter Frauen stark rückläufig und geschlechtsspezifische Differenzen in Bezug auf Kirchlichkeit kaum mehr festzustellen. Eine stärkere Beziehung von Frauen zu Religion und Kirche ist folglich keine anthropologische Konstante.

Sabine Holtz geht in ihrem Beitrag der Frage nach, ob sich die aufgrund von Reformation und katholischer Reform herausgebildeten unterschiedlichen Frömmigkeitskulturen auch geschlechtsspezifisch entwickelt haben. Sie stellt zunächst Vertreterinnen der frühen Reformationsbewegung und der katholischen Reform vor, die mutig und mit fundiertem Wissen für ihre Überzeugungen eintraten. Mit der Institutionalisierung der Konfessionen rückte auf protestantischer Seite die Familie in das Zentrum des sozialen Interesses. Damit wurde das Familienleben aufgewertet, der Handlungsraum der Frauen darauf konzentriert und begrenzt. Doch auch in katholischen Gebieten war das gesellschaftlich anerkannte weibliche Dasein das der Ehefrau und Mutter. Das Kloster blieb für die meisten nur eine theoretische Option, da ein Eintritt oft abhängig vom sozialen Status war. Holtz stellt anhand von Beispielen aus dem reformatorischen und dem katholischen Umfeld zwar eine konfessionsspezifische, nicht aber eine spezifische Frauenfrömmigkeit fest. Erst die sich entwickelnde Individualisierung der Gesellschaft im 18. Jahrhundert machte mehr individuelle und damit auch frauenspezifische Frömmigkeitsformen möglich, wie Holtz anhand der pietistischen Bewegung aufzeigen konnte.

Mit dem katholischen Frauengenossenschaftswesen des 19. Jahrhunderts beschäftigt sich der Beitrag von Relinde Meiwes. Nachdem es aufgrund der Säkularisation des Ordenswesens in den 1830er Jahren nur noch wenige Klöster gab, setzte zehn Jahre später ein Gründungsboom katholischer Frauenkongregationen ein, was sich tatsächlich als ein spezifisch weibliches Phänomen herausstellte. Im Gegensatz zu Ordensfrauen waren Mitglieder der Kongregationen nicht der strengen päpstlichen Klausur unterworfen und unterschieden sich von bisherigen Frauenorden auch darin, dass ihre weltlichen Aufgaben wie bspw. Krankenpflege, Sozial- und Bildungsarbeit den Vorrang vor dem kontemplativen Leben hatten. Für viele war das Leben in der Kongregation, in dem sie ihre sozialen, religiösen und beruflichen Interessen miteinander verbinden konnten, eine echte Alternative zu Ehe und Mutterschaft. Obwohl sie innerhalb eines hochkonservativen Umfelds agierten, betont Meiwes, dass eine solche Lebensform innerhalb einer Genossenschaft den der katholischen Kirche verbundenen Frauen einen Handlungsspielraum eröffnete, wie sie ihn im bürgerlichen Projekt der Moderne nicht einnehmen konnten.

Nach vielen Jahrhunderten der Diskriminierung und des Ausschlusses wurden im 19. Jahrhundert endlich auch Menschen jüdischen Glaubens Vollbürger in Deutschland mit staatsbürgerlichen Rechten und

Pflichten. Diese rechtliche Gleichstellung hatte auch weit reichende Konsequenzen für das religiöse Leben des deutschen Judentums.

Bettina Kratz-Ritter⁴ schildert in ihrem Beitrag, wie in der Phase der Modernisierung des jüdischen Kult- und Alltagslebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den jüdischen Frauen als „Priesterinnen des Hauses“ die Aufgabe zufiel, eine junge Generation auf ihren Platz in der deutschen Gesellschaft vorzubereiten. Eine ‚Feminisierung der Religion‘ habe demnach besonders im Judentum stattgefunden, indem den Frauen der Part zukam, traditionelle jüdische Werte „drinnen im Haus“ zu bewahren, während der Mann sich „draußen“ einer nicht-jüdischen Welt stellen musste. Zur Untermauerung dieser These untersucht die Autorin meist von deutschen Rabbinern verfasste Frauegebethbücher des 19. Jahrhunderts und vergleicht diese Texte mit voraufklärerischen, oft auch von Frauen verfassten Gebeten aus dem 16. – 18. Jahrhundert. Da diese in einer populären Tradition wurzelten, entsprachen sie im 19. Jahrhundert keineswegs mehr den bürgerlichen Vorstellungen des deutschen Judentums. Vieles – meist was den biologischen Themenzyklus von Fruchtbarkeit, Schwangerschaft und Geburt anbelangte – wurde nun als unsittlich empfunden und in den neuen Gebetstexten reduziert oder ganz unterschlagen. Heutzutage haben sich junge Jüdinnen wieder auf die Suche nach „eigenen unverstellten Ausdrucksformen“ gemacht, schließt die Autorin.

Irene Leicht behandelt entlang der drei Themenfelder ‚Kirche‘, ‚Rollenbild‘ und ‚Gotteslehre‘ die gegenwärtige Situation christlicher Frauen in Deutschland. Anhand von Angaben zu Kirchenzugehörigkeit, Austrittszahlen und Organisationsformen von Frauen in kirchlichen Verbänden beleuchtete sie ihre Position innerhalb der kirchlichen Strukturen. Die Autorin macht deutlich, wie Forderungen nach Gleichberechtigung oder der Anerkennung unterschiedlicher Lebensentwürfe in beiden großen Konfessionen mit den traditionellen Rollenbildern kollidieren – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Ohne die feministische Theologie wäre ein solches Aufbegehren gegen die Strukturen und gegen ein männlich geprägtes Gottesbild nicht denkbar gewesen. Damit begann die Suche nach einer frauenbezogenen Religiosität, die auf der einen Seite viele Frauen aus den Kirchen heraus führte, andererseits jene, die dort blieben, motiviert und inspiriert.

⁴ Wir sind Frau Bettina Kratz-Ritter außerordentlich verbunden, dass sie sich kurzfristig bereit erklärt hat, für uns einen Betrag über jüdischen Kultur im 19. Jahrhundert zu verfassen, nachdem das eigentliche Tagungsreferat für unsere Publikation leider nicht zur Verfügung stand.

Von der praktischen Umsetzung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse über die religiöse Lebenswirklichkeit von Frauen in der Geschichte handelt der Beitrag von Andrea Kittel. Kittel stellt die beiden Ausstellungen zur Geschichte protestantischer Frauen in Baden-Württemberg vor, die unter den Titeln „Herd und Himmel“ und „Weib und Seele“ vom Landeskirchlichen Museum in Ludwigsburg in den Jahren 1997 und 1998 gezeigt wurden. Für die Erarbeitung eines Ausstellungskonzeptes wurde von den MacherInnen die Frage vorangestellt, wo und wie Frauen ihren Glauben in einer von Männern geprägten Kirche leben, bzw. wie und ob sie diese Kirche mitgestalten konnten. Wie die AusstellungsmacherInnen feststellen mussten, hatten sich die weiblichen Glaubenswelten kaum in der Dingwelt niedergeschlagen. In ihrem weiterführende Praxisbericht schildert Kittel, wie die museale Umsetzung der genannten Themenkreise trotz dieses Mangels realisiert werden konnte. Da sich herausstellte, dass eine Konstante im Leben der Frauen Stoffe waren, nahmen Textilien eine zentrale Stellung ein, sowohl bei den Exponaten als auch für die Präsentation der Ausstellung. Die hier entwickelten Ideen haben für die Veranschaulichung frauengeschichtlicher Zusammenhänge durchaus Exemplarcharakter.

Während diese Ausführungen das protestantische Baden-Württemberg zum Inhalt haben, beschäftigt sich der Beitrag von Andrea Hähnle mit dem katholisch geprägten Oberbayern.

Anhand von Abbildungen aus dem öffentlichen Raum, z.B. Statuen in Hausnischen, Mariensäulen und Fassadenmalereien, macht Hähnle deutlich, wie allgegenwärtig christliche Symbolik in der sich als säkular verstehenden Gesellschaft ist. Die Darstellungen stammen aus einer Zeit, in der die religiöse Meinung nicht bloße Privatsache, sondern eine die ganze Gesellschaft durchdringende Geisteshaltung war. Sie untersucht die Bilder und Zeichen christlichen Inhalts, darunter Maria, heilige Frauen und Jungfrauen, nach ihrem historischen Hintergrund, und regt darüber hinaus aber auch eine weiterführende Auseinandersetzung mit religiöser Symbolik an. Dadurch gibt sie Denkanstöße, wie Frauengeschichte anschaulich vermittelt werden kann.

Nach den Anschlägen auf das World Trade Center in New York knapp drei Monate vor unserer Tagung und dem Krieg in Afghanistan hat „Religion und Lebenswirklichkeit von Frauen“ auch in der Öffentlichkeit eine historische Dimension erhalten. Diese (schreckliche) Aktualität hat uns nochmals gezeigt, wie wichtig das Thema für unsere Gegenwart ist. Damit hat gerade der letzte Teil unserer Tagung über den „Kopftuchstreit“ und seine gesellschaftlichen Implikationen an Bedeutung gewonnen. Die Horrorszenerarien, die in der Presse nicht zuletzt von PolitikerInnen aufgebaut wurden und werden, indem sie einen engen Zusammenhang zwischen der Bedrohung der inneren

Sicherheit durch islamischen Fundamentalismus und dem Kopftuch herstellen, mögen die Sachlage verdeutlichen. Fremd- und Selbstwahrnehmung klaffen weit auseinander, so wurde uns bei der Beschäftigung mit dem Thema bewusst.

Wie zahlreiche Untersuchungen mittlerweile ergeben haben, lässt sich das Kopftuch keineswegs auf die Funktion eines politisch-extremistischen Symbols reduzieren. Vielmehr kann sein Tragen zahlreiche Bedeutungen haben, je nach Herkunft und Persönlichkeit der Frau. Bei vielen steht ein selbstständiger Entschluss dahinter. Die Entscheidung für das Tragen des Kopftuchs kann beispielsweise eine ausdrückliche Manifestation der eigenen Identität in der deutschen Mehrheitsgesellschaft sein, nahezu ein Akt des Widerstands. Dabei ist es entlarvend, dass eine als Putzfrau arbeitende, Kopftuch tragende Muslimin von der deutschen Gesellschaft offensichtlich mühelos toleriert werden kann, weil dies die bekannten Hierarchien nicht antastet. Eine lehrende sichtbare Muslimin löst dagegen Aggressionen und Ängste aus; eine Kopftuch tragende Studentin wird gar als Anachronismus empfunden.

Manche Äußerungen in der öffentlichen Debatte grenzen schon an einer Obsession, Menschen aufgrund ihrer äußeren Erscheinung kategorisieren und in voneinander abgegrenzte Gruppen mit fest definierten Identitäten einteilen zu wollen.⁵ Mangelndes Hintergrundwissen machen qualifizierte Aussagen in der öffentlichen Diskussion selten, vielmehr zeichnet sich eine solche meist dadurch aus, dass sie stark emotional geführt wird. Von mit der Thematik beschäftigten Expertinnen wird aus diesen Gründen schon lange gefordert, die Auseinandersetzung zu versachlichen und zu entdramatisieren.⁶

Dies war auch das Anliegen von Meral Akkent. Sie setzt sich in ihrem Beitrag mit den Problemen sichtbarer muslimischer Fachfrauen in der deutschen Gesellschaft auseinander, mit denen sie konfrontiert werden, weil sie sich aufgrund ihres Glaubens für das Tragen des Kopftuches entschieden haben. Spätestens mit Beginn des Berufslebens erleben sie Einschränkungen, wie z.B. auf Arbeitsplätze ausweichen zu müssen, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen. Die Befürchtungen, das Kopftuch sei ein Mittel, mit dem die freiheitlich-demokratische Grundordnung unterwandert werde, können ihren Erkenntnissen nach

⁵ Vgl. Polat, Ülger: Die soziale Identität türkischer Jugendlicher in Deutschland, in: Frauen in der Einen Welt. Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung 1/1998, S. 19-30.

⁶ Vgl. Karakasoglu-Aydin, Yasemin: „Das Kopftuch gibt mir meine Identität als muslimische Frau zurück“ – Zum Selbst- und Fremdbild kopftuchtragender Studentinnen in Deutschland, in: Frauen in der Einen Welt. Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung 1/1998, S. 31-47.

nicht bestätigt werden. Vielmehr handelt es sich bei diesen sichtbaren muslimischen Fachfrauen um kritische, demokratisch eingestellte Persönlichkeiten, denen lediglich aufgrund des „Kopftuchstreites“ die Möglichkeit zu einer Karriere abgesprochen wird. Akkent stellt zudem die sprachwissenschaftliche Analyse frauendiskriminierender Stellen im Koran und deren Neuinterpretationen vor. Damit macht sie deutlich, dass sich muslimische Fachfrauen gegen eine patriarchale Ausrichtung ihrer Religion zur Wehr setzen. Sie plädiert dafür, diese Fachfrauen mehr als bisher in einen interkulturellen und interreligiösen Dialog einzubeziehen und gleichberechtigt miteinander zu diskutieren.

Auch die daran anschließende Podiumsdiskussion haben wir dokumentiert. Die Debatte folgte der von der Moderatorin Beate Rau gestellten Leitfrage, was den Kopftuchstreit für christlich geprägte, emanzipierte Frauen in Deutschland so schwierig mache. Bei der angeregten und konträren Diskussion konnte, wie nicht anders erwartet, keine abschließende Antwort gefunden werden. Eingeladen waren die Soziologin Meral Akkent, die Integrationsbeauftragte der Stadt Konstanz Zekine Özdemir und die Ordensfrau Dr. Sophia Karwath. Die Diskussion mit dem Publikum machte deutlich, dass das „Kopftuch“ ein Symbol weit über das tatsächliche Kleidungsstück hinaus geworden ist, das bei vielen heftige Emotionen hervorrief.

Mehr über die Ursprünge der eigenen kulturellen Identität und die der anderen zu erfahren ist nicht nur notwendig, sondern auch spannend und sehr aufschlussreich. Eine wichtige Erkenntnis dieser Tagung war, dass ein partnerschaftlicher, interkultureller und interreligiöser Dialog unter Frauen ein Weg dorthin ist. Ihn zu beschreiten ist heute vielleicht nötiger denn je.

Ausdrücklich zu danken haben wir Dr. Sybille Oßwald-Bargende, Stuttgart, und Dr. Christiane Wilke, München, die mit uns über ein Jahr hinweg die Tagung vorbereiteten. Ohne ihre Kreativität und ihr Organisationstalent hätte es diese Tagung und somit auch dieses Heft nicht gegeben. Der Rat und die Unterstützung vieler Freundinnen aus den Netzwerken „Frauen & Geschichte Bayern“ und „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.“ hat uns in den letzten zwei Jahren so manche Klippe zu umschiffen geholfen. Außerdem sind wir Renate Schlenker für ihre kurzfristige Zusage, den Großteil der Übersetzungsarbeit zu übernehmen sehr verbunden. Ebenso danken wir dem Verein „Frauen in der Einen Welt“ für das Angebot, die Veröffentlichung der Tagungsergebnisse in ihre Zeitschriftenreihe aufzunehmen.